

**HEYNE** <



James Risen

# State of War

Die geheime Geschichte der CIA  
und der Bush-Administration

*Deutsch von Norbert Juraschitz,  
Friedrich Pflüger und Heike Schlatterer*

WILHELM HEYNE VERLAG  
MÜNCHEN

Die Originalausgabe erschien 2006 unter dem Titel  
»State of War: The Secret History of the CIA and the Bush Administration«  
im Verlag Free Press, einem Imprint von Simon & Schuster, Inc., New York



Verlagsgruppe Random House FSC-DEU-0100  
Das für dieses Buch verwendete FSC-zertifizierte Papier  
*München Super* liefert Mochenwangen.

Taschenbucherstausgabe 12/2006

Copyright © 2006 by James Risen  
Copyright der deutschsprachigen Ausgabe © 2006 by Hoffmann und Campe Verlag,  
Hamburg

Der Wilhelm Heyne Verlag, München, ist ein Verlag der Verlagsgruppe  
Random House GmbH  
[www.heyne.de](http://www.heyne.de)

Printed in Germany 2006

Umschlaggestaltung: Hauptmann und Kompanie Werbeagentur,  
München – Zürich

Satz: seitenweise, Tübingen

Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pößneck

ISBN-10: 3-453-64029-2

ISBN-13: 978-3-453-64029-0

# Inhalt

Hinweis zu den Quellen . . . . .	7
Prolog: Die geheime Geschichte . . . . .	9
1 »Wer hat denn genehmigt, dass er Schmerzmittel bekommt?« . . . . .	20
2 Das Programm . . . . .	50
3 Casus Belli . . . . .	72
4 Die Suche nach Massenvernichtungswaffen . . . . .	99
5 Skeptiker und Eiferer . . . . .	125
6 Zwischen Krieg und Frieden . . . . .	142
7 Der Verlust von Afghanistan . . . . .	169
8 Die verdrängte Realität: Öl, Terrorismus und Saudi-Arabien . . . . .	196
9 Eine Schurkenoperation . . . . .	215
Nachwort . . . . .	245
Nachwort zur Taschenbuchausgabe . . . . .	251
Dank . . . . .	261
Register . . . . .	263



## Hinweis zu den Quellen

In letzter Zeit wird immer öfter die Verwendung von anonymen Quellen kritisiert. Doch jeder Journalist weiß, dass man für die besten Geschichten, die brisantesten und vertraulichsten Themen auf anonyme Informanten angewiesen ist. Dieses Buch wäre ohne die Kooperationsbereitschaft vieler derzeitiger und ehemaliger Mitarbeiter der Regierung Bush, der Geheimdienste und anderer Behörden nicht möglich gewesen. Viele von ihnen waren nur unter der Bedingung, dass ihre Identität nicht enthüllt wird, bereit, mit mir über brisante oder geheime Angelegenheiten zu sprechen.



## Prolog

### Die geheime Geschichte

Präsident George W. Bush legte wütend den Hörer auf und beendete damit kurzerhand ein unerfreuliches Gespräch mit seinem Vater George Herbert Walker Bush, dem ehemaligen Präsidenten der USA.

Man schrieb das Jahr 2003, und der Streit zwischen dem einundvierzigsten und dem dreiundvierzigsten Präsidenten der Vereinigten Staaten bildete den Höhepunkt eines seit längerem schwelenden Konflikts zwischen Vater und Sohn, eines Konflikts, über den sie strengstes Stillschweigen wahrten. Die genauen Einzelheiten des Gesprächs sind natürlich nur den beiden Beteiligten bekannt, doch Informanten in hohen Positionen berichten, der Streit habe sich an George H. Bushs Befürchtungen hinsichtlich der Regierungspolitik seines Sohnes entzündet. Er sei darüber beunruhigt gewesen, dass Bush junior dem Verteidigungsminister Donald Rumsfeld und einem Kader neokonservativer Ideologen einen starken Einfluss auf die US-Außenpolitik vor allem in der Irakkrise zugestehe und Ratschläge von gemäßigten Regierungsmitgliedern wie Außenminister Colin Powell einfach ignoriere. Mit anderen Worten, George W. Bushs eigener Vater teilte insgeheim einige der Bedenken, die Kritiker seines Sohns damals äußerten.

Später rief der Präsident seinen Vater noch einmal an und entschuldigte sich dafür, dass er das Gespräch so abrupt beendet hatte. Nach Angaben derjenigen, die über den Vorfall Bescheid wissen, kam es nicht zum Bruch zwischen den beiden.

Doch der Vorfall macht deutlich, dass die Präsidentschaft

von George W. Bush eine radikale Abkehr von der gemäßigten Tradition der amerikanischen Außenpolitik bedeutet, wie sie noch von seinem Vater vertreten wurde. Seit dem Zweiten Weltkrieg waren die Außenpolitik und die nationale Sicherheit der USA Bereiche, in denen die jeweiligen Präsidenten, welcher Partei sie auch angehörten, einem vorsichtigen Pragmatismus folgten. Bei Entscheidungen über Krieg oder Frieden erkannten sowohl liberale Demokraten als auch konservative Republikaner, dass für die USA zu viel auf dem Spiel stand und sie daher nicht ihren impulsiven politischen oder ideologischen Neigungen nachgeben durften. Selbst Präsidenten mit einer klaren Vorstellung von Amerikas Platz in der Welt wie etwa Ronald Reagan oder John F. Kennedy handelten äußerst besonnen, wenn es um Entscheidungen ging, durch die amerikanische Soldaten in Gefahr geraten konnten. Von den USA erwartete man, dass sie ihre Wut im Zaum hielten.

Bush senior war in dieser Tradition aufgewachsen und befürwortete sie als Präsident. Er führte die USA 1991 erst in den Krieg gegen den Irak, nachdem die Truppen Saddam Husseins im benachbarten Kuwait einmarschiert waren und nicht ohne sich zuvor der breiten Unterstützung einer internationalen Koalition zu versichern. Nach der Befreiung Kuwaits (dem einzigen erklärten Ziel des Krieges) stoppte Bush den Vormarsch der US-Truppen, anstatt sie weiter nach Bagdad ziehen zu lassen, wo sie Saddam hätten stürzen können.

George W. Bush wurde gewählt, weil die Wähler annahmen, er würde die Politik seines Vaters fortsetzen. Er verstärkte diesen Eindruck mit Wahlkampfaussagen wie der vom Oktober 2000, er wolle eine »zurückhaltende« Außenpolitik betreiben: »Wenn wir als arrogante Nation auftreten, wird man uns nicht mögen; wenn wir eine zurückhaltende, aber starke Nation sind, wird man uns willkommen heißen.«

Doch nach dem 11. September 2001 brach George W. Bush mit den Traditionen seiner Vorgänger, und diese Entscheidung hatte Konsequenzen, die bis heute wirksam sind. Vor allem ist

das System der gegenseitigen Kontrolle innerhalb der Exekutive der US-Regierung aus dem Gleichgewicht geraten, was gravierende Folgen hat: unter anderem ein neues Spionageprogramm gegen die Bürger im eigenen Land, die Entwicklung Afghanistans zu einem Drogenstaat und Chaos im Irak.

Der Nationale Sicherheitsrat im Weißen Haus, der im Kalten Krieg geschaffen wurde, um den enormen Militärapparat, die Geheimdienste und die Außenpolitik zu koordinieren, ist unter Bush nach Aussage vieler Regierungsmitglieder schwach und ineffektiv geworden. Als Nationale Sicherheitsberaterin während Bushs erster Amtszeit hatte Condoleezza Rice zwar ein hervorragendes persönliches Verhältnis zum Präsidenten, verfügte aber nur über wenig Macht und Autorität. Meist wurde die Außenpolitik von kleinen Gruppen an dafür nicht vorgesehenen Orten bestimmt, zu denen auch die Büros des Vizepräsidenten und des Verteidigungsministers gehörten. Rice musste den Entwicklungen hinterherjagen und berufliche Demütigungen einstecken, vor allem von Seiten Donald Rumsfelds. Einer ihrer leidgeprüften Berater ist der Ansicht, andere an ihrer Stelle wären zurückgetreten. Doch ihre Treue wurde belohnt, in seiner zweiten Amtszeit ernannte Bush sie zur Außenministerin.

In vielen Fällen wurden politische Maßnahmen gar nicht diskutiert. Nach Aussage eines Regierungsmitglieds gab es beispielsweise nie eine Sitzung mit allen ranghohen Beratern des Präsidenten, bei der offiziell über einen Krieg gegen den Irak debattiert und entschieden wurde. Und die vielleicht verhängnisvollste Entscheidung nach der Invasion, der Beschluss des Zivilverwalters L. Paul Bremer, die irakische Armee aufzulösen, wurde möglicherweise ohne Absprache mit dem Präsidenten getroffen, zumindest behauptet das ein Informant im Weißen Haus: Präsident George W. Bush habe erst von der Entscheidung erfahren, nachdem sie gefallen sei. Der Be-

schluss, der höchstwahrscheinlich mit Rumsfeld abgestimmt war, lief den Empfehlungen einer Planungsgruppe verschiedener Ministerien unter Vorsitz des Nationalen Sicherheitsrats (NSC) zuwider.

Das Fehlen eines effektiven Managements und einer klaren Linie ist ein charakteristisches Merkmal von Bushs Außenpolitik und hat dazu geführt, dass radikale Entscheidungen ohne gründliche Prüfung vorschnell umgesetzt wurden.

Die Leichtigkeit, mit der die Bush-Administration den Widerstand in den staatlichen Organen überwinden konnte, lässt die Schwäche des militärischen Offizierskorps und der Geheimdienste des Landes klar zutage treten. Auf sehr unterschiedliche Weise dienen das Militär und die Central Intelligence Agency (CIA) traditionell als Gravitationskräfte, die den Status quo stützen. Unabhängig von Wahlentscheidungen und der aktuellen Tagespolitik, scheuen beide Einrichtungen rasche Veränderungen und neigen dazu, die Politik in Richtung einer gemäßigten Mitte zu steuern.

Doch unter Bush schrecken Militär und CIA vor einer Auseinandersetzung mit der Regierung zurück, obwohl in den eigenen Reihen Wut und Frustration über die amerikanische Sicherheitspolitik vorherrschen. Besonders augenfällig ist das zahme Gebaren des amerikanischen Offizierskorps. Ein ranghoher Regierungsmitarbeiter hörte bei seinen Besuchen im Irak US-Kommandanten über Probleme klagen, unter anderem über zu wenige Truppen. Doch bei den Besprechungen und Videokonferenzen mit Bush und Rumsfeld, an denen er teilnahm, brachte keiner der Kommandanten seine Beschwerden vor. Dieses Schweigen gegenüber den obersten Vorgesetzten ermöglichte es dem Weißen Haus, öffentlich zu verkünden, die US-Kommandanten im Irak seien mit den ihnen zur Verfügung stehenden Ressourcen zufrieden, sie hätten nie um Verstärkung gebeten.

Keine andere Einrichtung hat in den Jahren seit Bushs erstem Wahlsieg so vollständig versagt wie die CIA. Gegen Ende von Bushs erster Amtszeit glich die Behörde einem staatlichen Enron: eine Organisation, deren Bankrott den Ruf nach Reformen auslöste.

Man muss nur etwas mehr als zehn Jahre in der Geschichte zurückgehen, um zu verstehen, warum die CIA in der Zeit vor dem Irakkrieg 2003 dem Weißen Haus nur noch Gesprächsstoff statt unabhängiger und ausgewogener Geheimdienstberichte lieferte. Die Wurzeln der Korruption bei der CIA lassen sich bis zum Ende des Kalten Kriegs zurückverfolgen.

Mit dem Zerfall der Sowjetunion 1991 endete die ursprüngliche Mission der CIA. Sie war 1947 zu einem einzigen Zweck geschaffen worden: den Sowjet-Kommunismus zu bekämpfen. Für ganze Generationen von CIA-Offizieren waren andere Aufgaben nebensächlich.

Nach dem Kalten Krieg wurde dann Kritik laut, die CIA habe die Bedrohung durch die Sowjetunion übertrieben dargestellt, und die Frage aufgeworfen, wozu man einen Nachrichtendienst brauche, der vom Fall der Berliner Mauer überrascht worden sei. Auf der Suche nach einer Friedensdividende nahmen die Regierung Clinton und der Kongress schon bald radikale Streichungen am CIA-Budget vor. Clinton selbst zeigte so gut wie kein Interesse für die Geheimdienstarbeit. Sein erster CIA-Direktor James Woolsey fühlte sich derart isoliert vom Präsidenten und der übrigen Regierung, dass er kaum zwei Jahre durchhielt.

Während die öffentliche Neubewertung der CIA noch im vollen Gange war, wurde einer ihrer Agenten, Aldrich Ames, als russischer Spion verhaftet. Seine Enttarnung löste 1994 eine erbitterte Jagd auf Maulwürfe aus, was dem Ansehen der Agency nicht gerade förderlich war. Viele altgediente Mitarbeiter reichten ihren Abschied ein. Bis Mitte der neunziger Jahre kündigte eine ganze Generation von CIA-Offizieren (diejenigen, die den Kalten Krieg gewonnen hatten) oder

ging in den Ruhestand. Ein CIA-Veteran verglich die Agency mit einer Fluggesellschaft, die all ihre erfahrenen Piloten verloren hatte.

Die kurze, bittere Amtszeit von CIA-Direktor John M. Deutch beschleunigte den Niedergang. Als Deutch 1995 zur CIA kam, machte er kein Geheimnis daraus, dass er den Posten eigentlich gar nicht wollte und ihn nur angenommen hatte, weil er hoffte, Clinton würde ihn dafür später zum Verteidigungsminister ernennen. Unfähig, seine Abneigung gegen die CIA zu verbergen, stieß Deutch schon bald eine wesentliche Abteilung der CIA vor den Kopf: das für die Planung und Durchführung verdeckter Aktionen zuständige Directorate of Operations (DO). Seine Entscheidung, ranghohe Offiziere wegen eines Skandals in Guatemala zu entlassen, könnte man als übliche Managementpraktik betrachten, wenn sie nicht eine offene Rebellion im DO ausgelöst hätte, von der sich Deutch nie wieder richtig erholte. Die Moral sank auf einen neuen Tiefpunkt, und die CIA war regelrecht gelähmt, weil sie aus Furcht vor politischen Skandalen jede riskante Operation mied. Doch ohne Risikobereitschaft war die CIA auch nicht in der Lage, Agenten und Mitarbeiter in Krisengebieten wie dem Irak anzuwerben.

Gleichzeitig versuchte die CIA, ihre Daseinsberechtigung nach dem Ende des Kalten Krieges dadurch zu beweisen, dass sie neue Aufgaben übernahm. So kümmerte sie sich um die verbotene Weitergabe von Atomwaffen, um den Terrorismus und den internationalen Drogenhandel. Es gab neue »Schurkenstaaten«, die man im Auge behalten musste: Nordkorea, Irak und Iran, und regionale Konflikte wie im ehemaligen Jugoslawien, die es einzudämmen galt. James Woolsey, CIA-Chef von 1993 bis 1995, sagte gern, die CIA habe vierzig Jahre lang gegen einen Drachen gekämpft und müsse es nun mit mehreren Giftschlangen aufnehmen; statt einer großen Bedrohung gebe es mehrere kleinere. Doch diese Aufgaben musste man gleichzeitig bewältigen, und schon bald zeigte sich, dass die CIA im Multitasking nicht besonders gut war.

In Ermangelung einer vorrangigen Mission wie der Auseinandersetzung mit der Sowjetunion verlagerte die CIA-Führung ihre Ressourcen von einem Ziel zum anderen, je nach Interesse und sogar Laune der jeweiligen Regierung. So wurde dank Vizepräsident Al Gore sogar der globale Umweltschutz auf die Prioritätenliste der CIA gesetzt.

Aufgrund der wachsenden Zahl von Fernsehsendern und später durch das Internet stieg allgemein der Druck auf die Politik, auf aktuelle Krisen sofort zu reagieren. Und die Politik gab den Druck an die CIA weiter. Manchmal wechselten die Launen täglich. Langfristige Recherchen und eingehende Analysen litten darunter, dass sich Abteilungsleiter und Analytiker der CIA auf einen Wettlauf mit der Zeit einließen und versuchten, im täglichen Bericht an den Präsidenten, dem President's Daily Brief (PDB), die aktuellsten nachrichtendienstlichen Erkenntnisse unterzubringen. Um beruflich vorwärts zu kommen, mussten die Analytiker lernen, möglichst schnell möglichst kurze Berichte zu verfassen, die die Neugierde der wichtigsten Entscheidungsträger weckten. Infolgedessen nahmen sie sich immer weniger Zeit, grundlegende Annahmen in Frage zu stellen und zu überprüfen. Sie verwandelten sich in die Geheimdienstversion eines Fernsehreporters.

»Wenn ich ein einziges Problem als Ursache dafür nennen müsste, warum wir im Nachrichtendienst so schlechte Arbeit leisten, würde ich mich ausschließlich auf die aktuelle Berichterstattung konzentrieren«, bemerkte Carl Ford, ein ehemaliger CIA-Analytiker und früherer Leiter des Bureau of Intelligence and Research im Außenministerium, das mit der Analyse von Daten für das Ministerium betraut ist. In den siebziger Jahren, fügte Ford hinzu, seien siebzig bis achtzig Prozent der CIA-Mitarbeiter mit Grundaufklärung zu den wichtigsten Themen beschäftigt gewesen; heute machten neunzig Prozent der Analytiker nichts anderes, als sich um aktuelle Berichte zu kümmern. »Die heutigen Analytiker sichten die eintreffenden nachrichtendienstlichen Informationen und schreiben dann,

was sie darüber denken. Sie verfügen jedoch über kein tieferes Wissen, um zu erkennen, ob die Nachricht überhaupt korrekt ist. Es gibt nur noch sehr wenige beim Geheimdienst, die wissen, wie man Grundaufklärung betreibt.«

In diese schwierige Situation platzte George Tenet, als er 1997 eher ungeplant Deutchs Nachfolger wurde. Nach dessen Rücktritt Ende 1996 fiel Clintons Wahl zuerst auf Tony Lake, der während seiner ersten Amtszeit sein Nationaler Sicherheitsberater gewesen war. Doch Lakes Nominierung löste im von den Republikanern dominierten Senat Unmut aus, er galt als zu liberal und Clinton zu nahe stehend. Nachdem Lake verzichtet hatte, wandte sich Clinton in Ermangelung einer Alternative an Tenet. Er war seit 1995 Deutchs Stellvertreter gewesen und die drei Jahre zuvor persönlicher Berater Bill Clintons. Davor wiederum hatte er in führenden Positionen in den Senatsausschüssen für Abrüstung und Geheimdienste gearbeitet, und jene Zeit war in den Augen Clintons Tenets größter Pluspunkt: Er war mehrheitsfähig.

Tenet hatte sich fest vorgenommen, die Fehler seiner Vorgänger nicht zu wiederholen. Woolsey war gescheitert, weil er keine Beziehung zum Präsidenten hatte; Deutch war gescheitert, weil er das Directorate of Operations vor den Kopf gestoßen hatte. Tenet machte sich nun daran, das Oval Office und das Directorate of Operations zu hofieren.

In vielerlei Hinsicht war Tenet ein guter CIA-Chef für Friedenszeiten. Er arbeitete hart daran, den Kampfgeist der CIA zu stärken, während er gleichzeitig den Kongress und das Weiße Haus zu bewegen versuchte, das CIA-Budget zu erhöhen. Er machte der vergifteten Atmosphäre der Deutch-Jahre ein Ende und erntete großes Lob dafür, dass er eine Legende des Kalten Krieges, Jack G. Downing, dazu brachte, das DO zu leiten, eine Maßnahme im Zuge des Versuchs, es wieder zu seinen Wurzeln der Spionage zurückzuführen.

Doch wie ein ehemaliger CIA-Offizier so schön sagte: Tenet

war zwar ein großartiger Cheerleader, aber keine Führungspersönlichkeit: gut im Anfeuern, aber nicht im Anführen. Er sorgte zwar für eine Erhöhung des Budgets und eine Stärkung des Kampfgeistes, doch die Strukturschwächen der amerikanischen Geheimdienstarbeit ließ er unangetastet. Das Versäumnis, sich in Friedenszeiten um die heiklen Organisationsprobleme zu kümmern, sollte auf Tenet zurückfallen, als eine neue Regierung mit einem härteren außenpolitischen Kurs und deutlich größerem Interesse an der Geheimdienstarbeit an die Macht kam.

Rückblickend sind selbst Bewunderer von Tenet der Ansicht, er hätte nach dem Ende von Clintons Amtszeit zurücktreten sollen. Sein Ruf wäre dann unbeschädigt geblieben, der Makel der Anschläge vom 11. September und der vergeblichen Suche nach irakischen Massenvernichtungswaffen hätte ihm nicht angehaftet. Er wäre als der Mann in Erinnerung geblieben, der die Wende bei der CIA einleitete. Vielleicht hätte man sich auch an Tenets erfrischende Offenheit erinnert, die er vor allem zu Beginn seiner Zeit bei der CIA an den Tag legte, auch wenn er damit manchmal seine Karriere aufs Spiel setzte.

Als Präsident Clinton zum Beispiel überlegte, das Urteil gegen den israelischen Spion Jonathan Pollard zu mildern, um damit Zugeständnisse der Israelis bei den Nahostfriedensverhandlungen zu erreichen, sagte Tenet dem Präsidenten, er werde zurücktreten, wenn man Pollard freilasse. Clinton gab nach. Im Mai 1998, als die CIA vom indischen Atombombentest überrascht wurde, musste Tenet die Konsequenzen für das erste größere Versäumnis des Geheimdienstes unter seiner Leitung tragen. Sobald die Nachricht bekannt wurde, telefonierte Tenet mit Senator Richard C. Shelby, einem gewitzten Republikaner aus Alabama, der Vorsitzender des Senatsausschusses für Geheimdienste war.

»George, was ist passiert?«, fragte Shelby.

»Senator«, antwortete Tenet, »wir hatten keine Ahnung.«

Tenets unverblümete Antwort beunruhigte Shelby sehr. Spä-

ter sagte der Senator, dieses Gespräch habe Zweifel in ihm geweckt, ob Tenet der geeignete Mann für die Führung der CIA sei. Shelby zählte später zu Tenets heftigsten Kritikern.

Tenets Kommentar war auf peinliche Weise ehrlich. In späteren Jahren wären Äußerungen wie »Wir hatten keine Ahnung« vielleicht angebracht gewesen und Tenet zugute gekommen.

Mittlerweile ist der islamische Terrorismus im Irak, in Afghanistan, Europa, im Nahen Osten und in Südostasien zu einer tödlichen Bedrohung geworden. Die grundlegende politische Frage, die man Washington stellen muss, ist, ob die Politik von Präsident Bush diesem Terrorismus Auftrieb gegeben hat. Schließlich versäumte es Bush, Al-Qaida den Todesstoß zu versetzen, als er die Gelegenheit dazu hatte, und vertiefte mit seiner Irakpolitik die Kluft zwischen den USA und der sunnitisch-arabischen Welt. Uns allen ist schmerzlich klar geworden, dass die Zahl der jungen Muslime, die bereit sind, sich einen Sprengstoffgürtel umzubinden, schneller wächst als die Fähigkeit der USA und ihrer Verbündeten, diese Attentäter zu fassen. Manchmal hat man den Eindruck, als kämpfte die Regierung Bush gegen die Geburtenrate der gesamten arabischen Welt an.

Bushs Anhänger verweisen nicht ganz zu Unrecht auf eine neue Sehnsucht nach demokratischen Reformen, die im Nahen Osten zu spüren ist. Sicher muss man Präsident Bush das Verdienst zusprechen, die Verbreitung der Demokratie zum Herzstück seiner Agenda gemacht zu haben. Vielleicht wird der ehrgeizige Traum des Präsidenten eines Tages wahr – vielleicht wird sich der Irakkrieg als das Ereignis erweisen, mit dem die jahrzehntelange politische Stagnation in der arabischen Welt aufbrach. Und vielleicht wird das zu besseren israelisch-arabischen Beziehungen führen und ein Gefühl der Hoffnung wecken, das Extremismus und Terror standhalten kann.

Tatsächlich ist Bush aber mit seiner Politik in der arabischen Welt ein enormes Risiko eingegangen – ein Risiko, das amerikanische Soldaten mit dem Leben bezahlen, und nicht nur sie. Bush setzt darauf, dass der allgemeine Wunsch nach Demokratie, der durch den Sturz von Saddam Hussein geweckt wurde, stärker ist als der wachsende islamistische Extremismus, der allerdings durch den Einmarsch der Amerikaner in den Irak heftig angeheizt wurde. Bush hat so viele rivalisierende Kräfte im Nahen Osten entfesselt, dass niemand den Ausgang vorhersehen kann.

Diese Fragen werden wahrscheinlich noch viele Jahre unbeantwortet bleiben, und so lange sollte man wohl auch mit einer endgültigen Beurteilung des Präsidenten George W. Bush warten. Allerdings rücken einige kurzfristige Auswirkungen seiner Präsidentschaft bereits jetzt ins Blickfeld.

Unter dem weiten Bogen der globalen Ereignisse verbirgt sich eine geheime Geschichte der Regierung Bush und ihres Umgangs mit den amerikanischen Geheimdiensten seit dem 11. September, und diese Geschichte, in der Moral eine wichtige Rolle spielt, zeigt, dass die meisten verdeckten Instrumente der amerikanischen nationalen Sicherheitspolitik missbraucht wurden. Sie handelt unter anderem von wild wuchernder Spionage im eigenen Land, von Amtsanmaßung und ungeheuerlichen Operationen. Es ist eine Geschichte, die man erst jetzt zu erzählen beginnen kann.

»Wer hat denn genehmigt,  
dass er Schmerzmittel bekommt?«

Bis zum Frühjahr 2002 hatte sich zwischen George Tenet und George W. Bush ein außerordentlich enges und kompliziertes Verhältnis entwickelt, ein Verhältnis, das vielleicht einer echten Freundschaft recht nahe kam. Es war eine Beziehung, um die sich Tenet anfangs sehr engagiert bewarb, doch die ungleiche Machtverteilung zwischen den beiden Männern bedeutete zwangsläufig, dass am Ende Tenet als der Verführte dastand.

Bush fand in Tenet nicht nur einen guten Kumpel (Tenet ist ein echter Experte, was College-Basketball angeht, und ein erklärter Fan der Mannschaft der Georgetown University, seiner Alma mater), sondern auch einen cleveren griechisch-stämmigen Jungen aus Queens, ein Kind der Straße, das nicht lange um den heißen Brei herumredete. Dieses Image wurde noch durch Tenets unangenehme Angewohnheit befördert, beim Sprechen eine abgeschnittene Zigarre im Mundwinkel hin- und herzuschieben. Tenet traf den richtigen Ton bei einem Präsidenten, der einmal Miteigentümer der Baseballmannschaft Texas Rangers war und große Freude an scherzhaftem Geplänkel hat. Der Präsident schätzt eine klare Sprache über alles, und Tenet tat ihm den Gefallen. Im Gegensatz zu Bush war er übergewichtig und in schlechter körperlicher Verfassung, schon in jungen Jahren unter Clinton hatte er Herzprobleme. Dennoch war Tenet hart im Nehmen, trainierte und spielte Pickup-Basketball mit anderen CIA-Mitarbeitern, ein Einsatz, der dem Fitness-Freak Bush imponieren musste.

Aufgrund seiner Erfahrungen im Senat und im Weißen Haus verstand Tenet es meisterhaft, Beziehungen zu älteren und mächtigeren Männern zu pflegen. Wer Mittel und Wege fand, einen mächtigen Mann für sich zu gewinnen, dem war in der Treibhauskultur auf dem Kapitolshügel der Weg zum Erfolg geebnet. Tenet hatte seinen griechischen Sinn für die Bedeutung von Beziehungen mit nach Washington gebracht. Ihm gelang es immer, die große Politik in eine Reihe kleinerer persönlicher Transaktionen zu zerlegen.

Allerdings zweifelten auch einige von Tenets engsten Mitarbeitern daran, ob seine Fähigkeit, die Mächtigen für sich einzunehmen, langfristig wirklich gut war. Sie befürchteten, diese Eigenschaft würde sich irgendwann abnutzen. Gegen Ende von Clintons Amtszeit war Tenet bei den CIA-Mitarbeitern sehr beliebt; er galt als der Mann, der sie aus der Orientierungslosigkeit der trüben Deutch-Jahre geführt hatte. Auch bei einigen Spitzenkräften weckte Tenet tiefe Loyalität. Doch mit der Zeit lernten zumindest einige seiner Mitarbeiter bei der CIA und im Weißen Haus noch eine andere Seite an ihm kennen. In der Öffentlichkeit gab er sich als ehrlicher Makler der Geheimdienstarbeit aus; privat galt er jedoch als jemand, der den Leuten nach dem Mund redete. Zumindest ein paar Insider bei der CIA und im Weißen Haus mussten feststellen, dass es sehr schwierig war, ihn auf eine Haltung festzunageln. Tenet erschien diesen Insidern extrem anpassungsfähig. Von einem Politiker wurde das zwar erwartet, bei einem Mann, der die amerikanische Geheimdienstarbeit leitete, war das jedoch eher beunruhigend.

Einige Berater von Tenet waren überzeugt, dass der CIA-Chef bei einem Wahlsieg Al Gores nicht in die neue Regierung übernommen werden würde. Aber Al Gore verlor die Wahl, und nun musste Tenet, um seinen Posten zu behalten, bei einem anderen Mann einen guten ersten Eindruck hinterlassen, bei George W. Bush – und mit ihm hatte Tenet leichtes Spiel. Es war für ihn nicht schwieriger, mit Bush zurechtzu-

kommen, als mit seinen früheren Vorgesetzten Senator David Boren, Tony Lake oder John Deutch. Zuerst musste er herausfinden, was seine Chefs wollten, und dann dafür sorgen, dass er selbst derjenige war, von dem sie das Gewünschte bekamen.

Langjährige Beobachter von Tenet wussten: Wenn er genügend Zeit mit Bush allein verbrachte, würde er ihn für sich einnehmen. Bei der CIA machte schon bald die Bemerkung die Runde, Tenet sei der »Führungsoffizier« des neuen Präsidenten, was ein großes Kompliment ist. Bush gab Tenet sogar einen Insider-Spitznamen (»Jorge«), ein Zeichen, dass der raubeinige, aber umgängliche CIA-Direktor im Weißen Haus unter Bush akzeptiert war.

Dennoch überlebte Tenet nur knapp den Wechsel von Clinton zu Bush, der ihn fast hätte fallen lassen. Er behielt ihn nur im Amt, weil Bush senior ihn in letzter Minute dazu drängte und weil es keinen anderen nahe liegenden Kandidaten für den Posten gab. Das Team, das den Übergang regelte und die Posten vergab, hatte zuerst an Donald Rumsfeld als neuen CIA-Chef gedacht. Als Dick Cheneys Mentor in den Tagen von Nixon und Ford hatte Rumsfeld in letzter Zeit zwei Ausschüsse geleitet – der eine befasste sich mit der Bedrohung durch Raketenangriffe, der andere mit der militärischen und geheimdienstlichen Nutzung des Weltalls. Beide Ausschüsse waren in den neunziger Jahren auch daran beteiligt gewesen, die Arbeit der Geheimdienste zu überprüfen. Rumsfeld zog aus seiner Arbeit in den Ausschüssen den Schluss, dass die CIA am Ende war, und schien fasziniert von der Idee, den Geheimdienst zu reformieren.

Doch stattdessen eröffneten sich Rumsfeld neue Möglichkeiten im Pentagon. Nach einem persönlichen Gespräch mit dem ehemaligen Senator Dan Coats aus Indiana war Bush von dem bislang aussichtsreichsten Kandidaten für den Posten des Verteidigungsministers nicht mehr sonderlich angetan. Plötzlich fanden sowohl Cheney als auch Rumsfeld die Idee attraktiv, dass Rumsfeld, ein eigenwilliger Mann, der selbst wenig